In harter Schule.

Roman von C. Oliver.

(8. Fortsetzung.)

„Ja — Sie wird Sie . . .“ bekräftigte er und rührte den Brief hervor. „Von Ihrem Bruder . . .“

„Von Fritz?“

„Ja — ja. Er befindet sich gesund und wohl . . .“

Der Rittmeister überflog den Brief, lächelte, als er Ilse mit den Worten: „Es wird Ihr Bruder sein . . .“ wieder zu Ilse reichte. Sie lasen:

„Meine teure Ilse! Nur Du als meiner lieben Freunde aus längst vergangener Jugendzeit will ich ein letztes Lebewohl zurufen. Ich gehe, um zu sterben, nachdem mein Kampf um das Leben vergeblich war. Doch bemerkbar Dich nicht — freiwillig scheide ich nicht aus dem Leben, weil ich hoffen darf, mich Krieg und weiter Kampf bereits und wo ich hoffen darf, daß eine Kugel mich trifft oder das mörderische Klima mich dahinrafft. Forsche nicht nach mir, ich bin ein Verlorener und ich will sterben. Ich klage niemanden an, mein Schicksal habe ich mir selbst bereitet. Liebe wohl und gedenke meiner als eines Toten. In heißer Liebe und Freundschaft Dein alter Jugendgespiele

Fritz Großmann.“

Erstaunt, erschreckt ließ Karl Adolf den Brief sinken. „Der Unglückliche“, murmelte er.

„Wissen Sie, was er beabsichtigt?“ fragte Ilse angstvoll. Eine Weile sah er nachdenklich vor sich nieder. Dann sagte er: „Der Brief ist in Marseille zur Post gegeben — es scheint mir, daß Fritz den Plan gefaßt hat, nach Afrika zu gehen, — vielleicht als Mitglied einer gefahrvollen Expedition — vielleicht — doch nein, das wäre zu schrecklich!“

„Was meinen Sie?“

„In Marseille werden die Rekruten für die französische Fremdenlegion gesammelt . . .“

„Um Gottes willen!“

„Vielleicht ist er den Werbern für die Legion in die Hände gefallen — vielleicht blieb ihm keine andere Wahl mehr übrig — mein Gott, weshalb hat er nicht an mich geschrieben, ich hätte ihm doch gern geholfen.“

„Ja, ja, helfen Sie ihm . . .“, bat Ilse, die Hände zu dem Verwachsenen erhebend.

Dieser sah sie mit seinen schönen großen Augen an. Ein Seufzer schwellte seine Lippen und seine langen, knochigen Finger spielten nervös mit seiner Uhrkette.

Was hätte er darum gegeben, wenn dieser schöne Mund für ihn gebeten, wenn diese schönen Augen sich um seinetwillen mit Tränen gefüllt hätten. Sein Leben, sein Herzblut hätte er mit Freuden dafür hingegeben, wenn ihm nur einmal der Strahl der Liebe aus diesen Augen entgegenleuchten wollte. Aber er war ein armer verwachsener Krüppel, dem Frauenliebe ein unerreichbares Paradies bleiben sollte. Tief in seinem Herzen mußte er ein Gefühl, seine Sehnsucht, seine Leidenschaft begraben, um nicht den Spott der Menschen und vielleicht das Mitleid des schönen Mädchens hervorzurufen.

Seufzend wandte er sich ab.

„Es wird schwer sein, dem Fritz jetzt noch zu helfen“, sagte er. „Er hat unverantwortlich gehandelt und muß nun die Folgen seines Handelns tragen.“

„O Herr Großmann . . das kann Ihr Ernst nicht sein. Sie werden Ihren armen Bruder nicht im Stich lassen . . .“

„Wenn ich nur wüßte, wie ihm zu helfen ist, Fräulein Ilse! Er hat ja nicht einmal geschrieben, wo und wann ihn unsere Briefe erreichen können. Er will ja unsere Hilfe selbst nicht . . .“

„Er ist zu stolz dazu.“

„Ach, das ist ein unberechtigter Stolz. Sehen Sie, Fräulein Ilse, damals, als unser Vater ihm zum letzten Male die Hand bot, da hat er uns alle schwer enttäuscht. Anstatt ein ordentliches Leben zu führen und fleißig zu arbeiten, hat er in Paris toll drauflosgelebt in den Kreisen seiner Künstlerfreunde — durch einen Geschäftsfreund habe ich es erfahren —, er hat sein Wort nicht gehalten, das er unserm Vater gegeben, und Sie können es diesem wahrlich nicht verdenken, wenn er seine Hand ganz von ihm abzieht. Fritz ist ein verlorener Mensch . . .“

„Oh, sagen Sie das nicht! Urteilen Sie nicht so hart! Fritz glaubte, in seiner Kunst vorwärts zu kommen, sich eine Stellung erringen zu können . . ., helfen Sie ihm noch dieses eine Mal, lieber Herr Großmann . . .“

Die hellen Tränen perlten ihr über die blassen Wangen. Krampfhaft preßte sie die gefalteten Hände auf die Brust, und ihre Lippen zuckten vor innerer Bewegung.

„Sagen Sie mir das eine“, fuhr Karl Adolf fort und ein tiefer Seufzer hob seine Brust. „Lieben Sie Fritz?“

Ihre Verwirrung zeigt sich über die Antwort, bis sie in ein Lächeln gelang. Ihre Augen ruhten mit heißem Blicke auf ihrer gebeugten Gestalt. Schwerlich mochte es in langen Tagen . . .

Es entgegnete halb zur Seite in leisem Flüstern. „Ich kann nicht sagen, daß ich Fritz liebe, wenn ich Ihnen Ihren Kummer bereiten muß, wie es sich auch ereignen.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Ehrlichkeit, Fräulein Ilse“, entgegnete Karl Adolf, und sein gütiges, klares Gesicht erhellte sich wieder und fahren. „Und Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben; und ich versprechen, soll geschehen, um den Unglücklichen zu retten“.

„Oh, ich danke Ihnen . . .“

Sie ergriff seine Hände, diese langen, knochigen spinnenartigen Hände, und drückte sie innig. Doch rasch zog er die Hände zurück, als ob ihm die Berührung mit diesen warmen, weichen Mädchenhänden unangenehm wäre.

„Vor allem wird es nötig sein“, sprach er in geschäftsmäßigem Tone, „zu erfahren, wohin sich Fritz von Marseille aus gewandt hat. Ich werde an den deutschen Konsul schreiben, vielleicht kann er erfahren, ob Fritz in die Fremdenlegion eingetreten ist. Dann ist ja noch nicht alle Hoffnung verloren . . .“

„Es wäre schrecklich.“

„Nun, das Schlimmste noch nicht. Sie müssen aber geduldig sein, Fräulein Ilse . . .“

Mehrere Kunden betraten den Laden, und sie mußten das Gespräch jetzt abbrechen.

5. Kapitel.

Durch den Staub und den Sand der Militärstraße, die sich in ununterbrochener gerader Linie, in grauer Einförmigkeit von Sidi-bel-Abbes im nördlichen Algerien bis zum Rande der Wüste Sahara hinzieht, stampfte das Regiment der Fremdenlegion in eiligem Marsche. An der Spitze ritt der Kommandant mit seinem Adjutanten; dann folgte die Musikbande und dann der Kapitän der ersten Kompagnie auf seinem kleinen, kräftigen Berberschimmelhengst. Hinter ihm trotteten die vier Trommler des ersten Bataillons daher, dann einige Leutnants und schließlich das Gros des Regiments, dem sich der Stab und die Bagage anschloß.

Glühend heiß brannte die afrikanische Sonne auf die Kolonne hernieder, die in eine dichte Staubwolke eingehüllt war, welche das Atmen erschwerte und sich als dicke Kruste mit dem Schweiß der heißen Körper der Soldaten vermischte. Keuchend, schwitzend, nach Luft ringend, niedergedrückt durch das schwere Gepäck, weit vornübergebeugt, um die Last des Gepäcks zu erleichtern, stampften die Legionäre dahin, gleich einer Herde stumpfsinniger Tiere, durch die Peitsche der Disziplin vorwärts getrieben. Kein fröhlicher Gesang erschallte, wie auf den Märschen deutscher Soldaten; kein Scherzwort ward laut, das die Mühseligkeit des Marsches erleichterte, nur zuweilen durchzitterte die schwere Luft ein dumpfes Stöhnen, ein wilder Fluch oder ein Auflachen, das nach Wahnsinn klang.

Die Offiziere, Feldwebel und Sergeanten achteten nicht auf die Innehaltung einer strengen Marschdisziplin. Jeder konnte marschieren, wie er wollte, jeder konnte sein Gewehr nach Belieben tragen, den Anzug schließen oder öffnen, wie er wollte, nur aus der Reihe der Kolonne durfte er nicht heraustreten, da sonst die Gefahr nahelag, daß er zurückblieb und umherstreifenden Beduinen in die Hände fiel, die ihn sicherlich ermordet und beraubt haben würden. Vorwärts mußte ein jeder, in ununterbrochenem Marsch, fünf Kilometer jede Stunde, vierzig, fünfzig, sechzig Kilometer jeden Tag. Alle zwei Stunden wurde ein Halt von zehn Minuten gemacht; dann schwenkte die Kolonne zur Linie ein, die Gewehre wurden zusammengesetzt und die Soldaten warfen sich zur Erde, um regungslos daliegend neue Kraft für den Weitermarsch zu schöpfen.

Und dann wieder weiter marschiert — immer weiter nach Süden zu — in die unbekannte Ferne, die staub- und nebelverhüllt dalag, gleich einem großen, unlösbaren Rätsel.

Ging es gegen den Feind? Oder war es nur einer jener forcierten Uebungsmärsche, welche die Legion von Zeit zu Zeit vornahm, um die Soldaten im Marschieren zu üben?

Niemand wußte es. Nicht einmal die Subalternoffiziere wußten es. Es hieß immer nur: Marschieren! Marschieren in die unbekannte, unbewegte Ferne!

Der Kommandierende Oberst des Regiments mit seinen Stabsoffizieren, Hauptleuten, Leutnants zu der Kolonne ward.

„Pick auf, mein Gaul“, sagte ein junger Leutnant zu seinem jungen Burschen, der kaum zwanzigjährig, aus der Bahn ausgleitet. Der Alte auch ohne, wollte es gehen. Unterdessen ist es schwierig an der Stange der Zeltes. Wir haben nicht umsonst Berberpferden gefaßt.“

Der junge Leutnant, dem der Schweiß herunterlief, aber auch rein Gesicht trotzte, schrie laut auf.

„Wenn's nur noch so mit wäre“, entgegnete er stöhnend. „Dann ist nicht auch eine Kugel für mich gegeben . . .“

„Unsinn! Wer wird gleich den Mut verlieren. Ich habe seit zehn Jahren in der Legion gedient, war mit in Tonkin und Madagaskar und lebe immer noch. Kopf nicht weiter! Gib mir dein Gewehr. Ich will's 'ne Weile tragen.“

„Nein, ich hab's noch gut.“

„Mach' keine Dummheit. Gib her!“

Und fast mit Gewalt entriß ihm der Alte das Gewehr. Der junge Leutnant atmete erleichtert auf.

Ab und zu brach in der Kolonne ein Soldat stöhnend zusammen. Dann wurde sein Gepäck und Gewehr auf einen Bagagewagen geworfen; er selbst aber zur Strafe für sein Schlappwerden an den Wagen festgebunden, und so mußte er sich weiterschleppen durch Staub und Hitze. Die Strafe war vielleicht zu grausam, aber noch grausamer wäre es gewesen, den Mann zurückzulassen, damit er sich erholen könnte; er wäre sicherlich von umherstreifenden Beduinen schmachvoll gemartert worden.

Also weiter, weiter durch Staub und Sand und Sonnenglut, dem unbekannten Ziele entgegen. Der Atem keucht, die Lippen springen vor Trockenheit auf, die Augen entzünden sich und schmerzen, die Knie zittern, die Füße brennen, als ginge man barfuß auf Nadeln oder glühendem Eisen . . . weiter, weiter! Zurückbleiben ist der Tod, und das Motiv der Fremdenlegion lautet: „Marschier' oder stirb.“ . . . . Und dieser Tod in der Wüste, unter den Händen fanatischer Beduinenweiber, ist schrecklich! Drum weiter nur — weiter bis zum letzten Atemzuge.

Kilometerstein um Kilometerstein zieht weiter — der dreißigste, der fünfunddreißigste, der vierzigste. . . . endlich, endlich sinken die Schleier des Abends nieder, und in der Nachbarschaft eines armseligen Araberdörfchens ertönt das langgezogene Pfeifensignal, daß die Kolonne halten soll.

Die Kompagnien sammeln sich auf dem dürren, sandigen Felde neben der Straße in den vorgeschriebenen Lagerabständen; dann erfolgt der Befehl: „Halt!“ und „Campez!“

(Fortsetzung folgt.)

Der russische General.

„Die Szene ist ein Restaurant auf dem Newsky-Prospect. Der große Saal der ersten Etage ist fast leer, da die Haupttischzeit vorüber ist. Ein General in Uniform tritt ein, ein sehr alter General. Sogleich stürzt der Portier auf ihn zu, hilft dem General aus seinem Mantel, nimmt ihm Kopfbedeckung und Säbel ab, zieht ihm die Ueberschuhe aus, und der General setzt sich an einen Tisch, der mit weißem Tischtuch bedeckt ist. Beim Kellner, der seine Wünsche entgegennimmt, bestellt er die St. Petersburger Zeitung — sonst nichts und beginnt eifrig darin zu blättern. Das dauert eine halbe Stunde. Plötzlich unterbricht der General seine Lektüre und nimmt eine Seite des Tischtuches, putzt sich geräuschvoll und lang darin die Nase, läßt das Tischtuch wieder fallen, steht auf und wendet sich zur Tür, wo er wieder denselben Portier trifft, der ihm ebenso eilfertig und ehrfürchtig Säbel und Mantel anlegt und die Ueberschuhe zurechtstellt. Worauf der General hinausgeht, ohne etwas verzehrt zu haben, und auch ohne dem Portier ein Trinkgeld gegeben zu haben.“ Diese kleine Aufnahme nach dem Leben findet sich nicht etwa in dem Buch eines deutschen „Barbaren“, sondern in dem 1908 in Paris herausgegebenen Werk: „Moeurs intimes du passé“ von Dr. Cabanès, und der Verfasser leitet sie ein mit den Worten: „Wollen Sie eine Vorstellung von der Sauberkeit unserer lieben Bundesgenossen und Freunde haben?“ Ob ein so freimütiges Urteil über russische Generale wohl heute in Paris gedruckt werden dürfte?

— Angewandte Redensart. Erster Krieger: „Kaum hat man drei Russen totgeschossen, gleich sind schon wieder sechs andere da.“

Zweiter Krieger: „Ja, es ist zum Schießen.“

— Der Erzgrantige. A.: „Warum bist Du denn heute gar so grantig?“

B.: „Weil ich nix find', über das ich mich giften könnt'!“

Das Rathaus in der Dschungel.

Erzählung von Fritz Stirling.

In der entlegenen indischen Provinz, in der viele Bestrebungen sich erhoben, hatte die englische Regierung sich entschlossen, einen Preis auf den Kopf eines Tigers zu setzen. Infolgedessen der Eingeborenen waren in zerstreuten Zeitschriften gleich nach Bigri, denn man verwarf noch nicht zu begreifen, daß ein „Sahib“ plötzlich gegenwärtig zu werden begannen. Nur allmählich machten sich einheimische Elemente Bahn, die der ganze Preis zu jeglichem Verbrechen bringen würde.

Zwei Tagreise, die noch monatelang dauern sollten, ein Begriff waren, im Gefolge eines unbekannten, sich unabhängigen und im allgemeinen englandfeindlichen Fürsten Zuflucht zu suchen, lasen sich so allmählich von Wirtshäusern bekannt. Da kam dem Doktor Hederling und seinem jungen Freunde Heinz Hoffmann der allem bereit an, so bald als möglich das Land Bigri, dessen Herrscher völlig in britischen Händen war, hinter sich zu lassen. Sie fuhren in einer „Tonga“ mit guten Pferden und erreichten gegen Abend das letzte Rathaus auf Bigris Boden.

Sie atmeten auf. Bis jetzt hatte die Bevölkerung nichts gegen sie unternommen. Sie hatten also doch ihre heimlichen Unterdrücker. Und Heinz mußte sich der Worte erinnern, die ein alter Hindu, ihr erster Führer, im unbekannten Lande ihm zum Abschied gesagt: „Du sprichst zu mir nicht wie ein Sahib, du sprichst, als ob ich dein Vater wäre!“ Und dieser Alte, Tschilu mit Namen, hatte ihm als Zeichen seiner dankbaren Gesinnung ein winziges, roh aus Holz geschnitztes Abbild des glückbringenden Gottes Ganescha, dieses elefantenköpfigen Götzen, heimlich in die Tasche gesteckt . . . .

Das Rathaus machte trotz seines schlechten Zustandes einen stattlichen und beinahe geheimnisvoll feierlichen Eindruck.

Es bestand aus zwei sehr verschiedenartigen Flügeln. Der niedrige Teil, an den sie eben heranfuhren, glich den gewöhnlichen indischen Bungalos. Es war ein leicht gezimmerter, rosenrot verputzter Bau, den ein offener Säulengang auf allen Seiten zu umgeben schien. Der Putz blätterte ab, und die Säulen gerieten schon hie und da ins Wanken.

Ein bedeckter Gang verband diesen Trakt mit einem offenbar älteren Gebäude, einem prächtigen, in reichem indisch-persischen Barock aufgeführten Schlößchen. Auch dieser Bau zeigte Spuren des Verfalls, doch standen die Säulen überall aufrecht, und der Garten hatte ein saubermhegtes Beet mit Krotonpflanzen und einen Weiher mit großen pfirsichfarbenen Goldfischen.

Auf den Stufen des niederen Hauses erschien ein dunkler Diener und verneigte sich in demütiger Beflissenheit: „Salem Sahib! Salem Sahib!“

Und der Kutscher vom Stamme der Gonds wandte sich zu den Aussteigenden: „Dies nicht Dak-Bungalo — dies Haus von Radscha — hier Sahibs Gäste des Radschas von Bigri sein.“

Die Sahibs erwiderten nichts. Was hätten sie auch sagen sollen? Eigentlich war doch an allen Dingen nicht Wunderbares. Daß eine Brücke abgebrochen war — man durfte es glauben. Daß der Radscha den Reisenden, die das nächste offizielle Unterkunftshaus jenes Zufalls wegen nicht mehr erreichen konnten, eines seiner zahlreichen Landhäuser anbot, war nicht mehr als die im Orient übliche Höflichkeit. Ja, das Versagen einer solchen Gefälligkeit hätte geradezu Aufsehen erregen müssen.

Das Innere des Bungalos schien freundlicher als sein Aeußeres, und man hatte in jeder Hinsicht für die Bequemlichkeit der Gäste gesorgt.

Sie beschlossen, abwechselnd zu wachen, aber die Müdigkeit überwältigte sie alle beide. Als Heinrich in den ersten Stunden der Nacht aus seinem gesunden Schlummer erwachte, war ihm zumute, als läge sein Haupt auf schwankenden Kissen, und er vermeinte zuerst, noch an Bord des Dampfers zu sein.

Er hatte auf der ganzen Reise die Seekrankheit nicht kennen gelernt — jetzt aber war es ihm, als müßte er nachträglich noch dem Meere seinen Zoll entrichten.

Das Kissen schwankte — das Kissen bewegte sich. Aber nicht die Matratze. Die lag steif und fest unter seinem Rücken.

Nun war er völlig wach geworden. Die sonderbar elastischen Stöße, die gegen sein Kopfkissen geführt wurden, dauerten noch immer fort.

Er sprang in die Höhe. Der Schimmer des Mondlichts verbreitete eine mäßige Helligkeit über den Raum. Heinrich starrte auf sein Kissen. Es wand sich beständig — und jetzt . . . jetzt kam etwas Schwärzliches darunter zum Vorschein.

Es war die Schwanzspitze einer schwarzen Viper — einer Daboia. Diese Vipernart gehört zu den gefährlichsten Giftschlangen Indiens.

Einen Augenblick stand Heinrich wie benommen von der Anwesenheit der Schlange und von der entsetzlichen Gefahr, in der er sich — wer weiß wie lange schon — befunden hatte.

Wie hat Rapil unter sein Kopfkissen gelangt, welches nachgeschoben, sind ihm wenig Zeit. Jedenfalls hatte die Viper seinen Kopf eingezogen, bevor er sich auf die Diwan eingerichtet. Später hatte es dann seine Lage verändert und dabei auf das Tier gebracht, so daß es sich unter der Last zu winden begann.

Heinrich Kiddie indessen im Zimmer umher — bewaffnete in einem Eck ein neues tödliches, elektrisierendes Glied — nur mit einem Schuhe bei ihm, erfaßte ihn mit heißen Augen und preßte dann mit gerichtet auf das tanzende Kissen los . . . .

Wie es endlich gelungen, das Tier dieses sich, packte die Viper mit einem Schmerz unter ihrer Hülle. Er warf ihr das Kissen gebrochen. Ihn stetig vor dieser Arbeit, die er noch hatte vollbringen müssen — um das Geldbehältnis willen. Der breite, blinkende Kopf des Tieres war nur zum Vorschein gekommen, die gepaßtere Hinterhand bewegte sich noch. Er schlug noch ein paarmal auf diesen Kopf, da er leibhaftig sich ein giftiges Reptil nicht unnütz leiden lassen wollte. Die Schlange war nun unschädlich gemacht. Sie mochte dort liegen bleiben — in dieses Bett zurückzukehren, war ja doch für ihn unmöglich.

Der erbitterte Kampf mit dem nächtlichen Gaste schien am Gehör des Doktors Hederling, der im Nachbarzimmer schlief, ohne Spur vorübergegangen zu sein.

Heinrich rüttelte ihn am Arm — doch er legte sich nur brummend auf die andere Seite. Nachdem der junge Mann das Bett des Gelehrten untersucht und keine Schlange darin gefunden hatte, beschloß er zu seiner Zerstreuung eine kleine Entdeckungsreise durch die Gemächer des Hauses zu unternehmen. Er warf einen Mantel über seinen Schlafanzug und betrat die Veranda, dort, wo ein kleiner Quergang zum Schlößchen hinüber führte. Eine Tür stand offen. Am Ende des Verbindungsganges hing ein Tschik (Vorhang aus Schnüren oder Stäben). Heinrich schob ihn bei Seite und stand gleich darauf in einem Saale, der die ganze Breite des Schlößchens einnahm. Der Saal war prächtig eingerichtet, und seine gute Instandhaltung ließ erraten, daß der Radscha sich doch zuweilen hier vergnügen mochte. Die Wände waren mit violettem Samt bezogen, weiße Stühle in neuerem Geschmack standen steif davor; das Ganze war offenbar nach europäischen Mustern hergestellt.

An der Längswand prunkte in überladener Goldumrahmung ein lebensgroßes Bildnis des gegenwärtigen Herrschers von Bigri. Heinrich erkannte ihn sofort, obwohl der Ausdruck des braunen Gesichts mit dem kühn gesträubten Schnurr- und Bakkenbart hier um vieles wilder und zügelloser war. Der Künstler, ohne Zweifel ein Europäer von nicht geringer Begabung, hatte den wirklichen Charakter des Fürsten, ohne westliche Maske und Schminke, in diesem Bildnis zum Ausdruck gebracht.

Obwohl die Uniform der englischen ähnelte und ein Paar heller Militärhandschuhe auf einem Marmortischchen neben dem aufrecht stehenden Radscha lagen, kam hier doch das Wesen eines orientalischen Tyrannen ganz unverhüllt zum Ausdruck. Unter dem hohen Turban flammten die Augen gebieterisch und grausam. Und plötzlich kam es dem Knaben ins Gedächtnis, daß schon am Bord des Dampfers von diesem Radscha die Rede gewesen war, und daß eine Dame geäußert hatte: „Er ist Tiger und Teufel in einer Person.“

Jawohl, das war die richtige Bezeichnung: Teufel und Tiger. Das reiche Mondlicht, dem ein großes, unverhängtes Fenster auf der Südostseite Einlaß gönnte, ließ die Züge des Herrschers von Bigri mit furchtbarer Deutlichkeit erkennen. Das war ein Mann, der einer jeden Gewalttat fähig war, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu bot. So hatte ihn der Künstler gemalt, und der Despot hatte dies wohl gar als Schmeichelei empfunden, da er dem Gemälde im Staatsgemach seines Schlößchens einen Platz eingeräumt hatte.

Heinrich ging weiter. Er schob den Vorhang einer Tür beiseite, die zur Rechten des Fürstenbildes in die violette Wand eingelassen war.

Er trat in einen zweiten, etwas kleineren Saal, der von bunten Marmorsäulen gestützt war. Von hier gelangte er durch Türen, die von selbst vor ihm aufzuspringen schienen, zuletzt in ein engeres Gemach, dessen scharlachrote Rückwand von dunklen Stäben gemustert wurde. Doch bei näherem Zusehen erwies sich dieses Muster als eine Reihe von wirklichen Eisenstäben. Es war ein festes Gitter, und durch die Stäbe drang ein häßlicher, dumpfer Geruch, der Heinrich irgendwie bekannt vorkam. Gleich darauf erblickte er auf dem blutroten Grunde des Käfigs eine zottige, tiefschwarze Gestalt, die sich grauenhaft zu Manneshöhe aufrichtete.

Es war ein schwarzer Bär — keiner jener friedlich gesinnten Fruchtfresser, sondern ein riesiges, gefährlichst Muskeln von Stahlsehnen bei Größe und bösartigster Tücke. Das ist kein Reisender Zoologe. Das war ein Bär mehrfacher Bezeichnung, der in seinem Lebtage einen Unbarmherzigen Wüstlinge zu halten. Es mochte Gewerb.

Das Tier schien schlafend gelegen; es war offenbar aus seiner Ruhe aufgeschreckt worden und sah durch Gitter und Bäumen seiner Gefängnis nach neugierigen Menschen. Heinrich stieß lockend auf das Ungeheuer ein. Er bekommt, nicht Gefahren in der Kulde zu haben, denn der Bär reckte jetzt fatzerbeißend die Vorderpranken durch Gitter.

Doch plötzlich wurde dem jungen Menschen etwas unheimlich zumute. Was war da nur mit diesem Bären? Er bewegte sich ja. Er schien ja gleich — ein Stück weiterrückte langsam von links nach rechts. Das war kein Spiel des Neugierigen, keine Gewohnheitsandlung — denn jetzt erblickte er bei linken Wand eine Spalte, die sich Zeig erweiterte. Das Eisengitter wurde allmählich in die Mauer zur Rechten hineingezogen — der Käfig des Bären öffnete sich! Schon war die Spalte breit genug, um einen Arm des Unteres durchzuladen. Doch dieses war glücklicherweise noch am anderen Ende des Gitters . . . Pfeilschnell warf sich Heinrich nach rückwärts gegen die Tür, durch die er gekommen war. Sie war verschlossen!

Da war kein Zweifel mehr möglich — er sollte hier auf so scheußliche und heimtückische Art um sein junges Leben gebracht werden. Seine Eltern würden wohl nie erfahren, was mit ihm geschehen war — und kam etwas an den Tag, dann ließ sich alles so bequem durch einen Unfall, durch eine jugendliche Unvorsichtigkeit erklären.

In seinem gewaltigen Schrecken ließ Heinrich die Hände an sich herabgleiten. Ob er denn gar nichts bei sich trüge, das einer Waffe ähnlich sah. Da fühlte er in einer Tasche seines Mantels einen harten Gegenstand. Es war Tschitus bescheidene Gabe — der hölzerne Ganesha!

In triebhafter Hast zwängte er das Elefanten Figürchen wie einen Pflock zwischen die Mauer und den Eisenstab, der eben im Begriffe war, in jener zu verschwinden. Und, o Wunder, der Pflock hielt stand. Für den Augenblick wenigstens wirkte das harte Holz als Riegel, und es würde eine geraume Weil dauern, bis die Eisenstange es entzweibrechen könnte.

Inzwischen fing der Bär an, immer unruhiger zu werden, und Heinrich mußte befürchten, daß er das Holz für etwas Eßbares halten und mit seinen Tatzen in den Käfig reißen würde. Mit aller Kraft stemmte Heinrich seine Schulter gegen die Tür. Sie widerstand eine Zeitlang — dann aber gab sie nach.

Ohne irgendwelchem Aufenthalt zu begegnen, flog Heinrich durch die Prachtgemächer des Schlosses. Endlich betrat er wieder den Bungalo. Er fand den Doktor wach, aufrecht auf seinem Lager sitzend.

„Nu, nu, Heinrich! Um Gotteswillen! Was ist denn das für ein Krachen? Mensch, wo kommen Sie denn her mit so verstörter Miene!? Das ist ja zum Schießen!“

„Zum Schießen wird es erst kommen, falls man uns hindern sollte, das Haus zu verlassen!“ gab Heinrich atemlos zurück.

Hierauf machte er sich daran, die große altmodische Tür, die aus dem Zimmer des Doktors auf den Säulengang führte, vermittels zweier langer angerosteter Bolzen zu verriegeln. Die andere Tür, die aus seinem Schlafgemach auf die vordere Veranda führte, war bereits in derselben Weise verschlossen.

„Was ist mit Ihren Pistolen, Herr Doktor? Sind sie geladen? Geben Sie mir eine. Und nun lassen Sie mich auf Ihrem Bett sitzen; wir wollen gemeinsam wachen, bis der Tag anbricht.“

Während sie dann beide schußbereit nebeneinander auf der Matratze sitzen, erzählte Heinrich dem älteren Manne mit gedämpfter Stimme seine Erlebnisse.

„Nein, daß es so was gibt!“ staunte der Doktor. „Kann der Bär wirklich nicht herankommen?“

„Sie werden ihn schon wieder eingesperrt haben, nachdem sie erkannt haben, daß ihnen der Streich mißlungen ist.“

„Da blas mir einer den Generalmarsch! Haben Sie eine Geistesgegenwart, Junge! Aber — aber Sie verfügen über eine so lebhafte Phantasie. . . . . Haben Sie sich nicht einen Teil dieser Geschichte bloß eingebildet?“

„Wollen Sie die Viper sehen?“ entgegnete Heinrich kühl. Er führte ihn an sein Lager und zeigte ihm die tote Daboia.

„Ei, das ist doch — aber, Junge, darin brauchen wir doch keine böse Absicht zu sehen, — die Schlange war eben von der Wärme Ihres Kopfkissens angezogen worden.“

„So dachte ich auch zuerst, lieber Herr Doktor! Und wenn es sich um eine Kobra handelte, hätte ich keinen Verdacht gehegt. Dann müßten wir freilich noch mehr auf unserer Hut sein, denn diese Kobras pflegen ein Haus meist paarweise zu besuchen. Aber die schwarze Viper ist ein Waldtier. Dieses Exemplar ist — vielleicht durch Reisenburg von Bekleidungsgegenstände, bei denen es ja ganz natürlich sagt, es ist eine Kobra — in Dschungel gelangen und als ich eingetreten war, unter mein Kissen beliebet worden. Ich hatte noch die geschickt bei ganze Weil weiterfuhr; und beinah mein Kopf auf das Kissen lag, begann die Schlange sich herauszuschieben, bevor ich eine merkliche Bewegung Kopf und Kissen bisher in die Höhe erhoben hatte.“

„Da hat mir einer . . .“ wollte der Doktor eben beginnen, als ein der Veranda bei ein rumpelnd gepolstertes Geräusch in das Zimmer trieb. Die erhoben sich und eilten an das Fenster. Der Tag war nicht mehr fern, und beiden vor dem Hause sagte sich bei jenseits Rattfäst geschäftig und in lieber Gemütsruhe Wuns und Jähn.

Hier bereit packte es bräßelnd an Heinrichs Zeit.

„Aber ich bin' fragte hinter

„Ilsens Hotel, o Sahib!“ sagte ihn trocken die schmeichelnde Stimme des dunklen Dieners, der sie am Bisop in Empfang genommen und betreut hatte.

„Das ist vielleicht der Schurke, der die Viper in Ihr Bett praktiziert hat,“ brummte der Doktor, der, wie alle vertrauensseligen Menschen, jetzt nachdem sein Mißtrauen einmal geweckt war, einem jeden das Schlimmste zutraute.

„Das kann man unmöglich wissen,“ meinte Heinrich. „Vielleicht ist kein anderer mit im Komplott, und nur der Halunke, der dort seine Morgentoilette beendet und danach sehr friedlich sein Frühgebet sprechen wird, hat alle die bösen Streiche in Szene gesetzt.“

„Tschota Hazri, o Sahib! Tee kalt werden,“ kam es fast weinerlich durch die Pforte.

„Wir werden das Frühstück annehmen, doch wollen wir es lieber unberührt lassen.“

„Ei, Heinz, den schönen Tee! Mich fröstelt nach all dem Grauen dieser Nacht!“

„Rattsamer ist es, Doktor.“ Er schob die Riegel zurück und ließ den Diener ein.

Diesem entglitt fast die Platte mit dem kostbaren Geschirr, als er den häßlichen Leib der toten Viper erblickte, deren spatenförmiger Kopf von der Matratze herabhing. War dies Entsetzen nicht echt, dann mußte der Diener ein ausgezeichneter Schauspieler sein.

Die beiden Europäer hatten ihre Waffen verborgen. Heinrich deutete kalt auf das Bett mit der Schlange. „Radscha Sahib sehr böse sein über die Unachtsamkeit der Diener!“

Der Inder kreuzte, nachdem er den Tee auf ein schön eingelegtes Tischchen gesetzt hatte, demütig die Arme auf seiner Brust.

„Dein Knecht ist unschuldig, o Sahib!“ Leise fügte er hinzu, auf die Veranda zeigend: „Dieser dort — aber verratet mich nicht, o Beschützer der Armen! Dieser Gond ist in dein Schlafzimmer gegangen, nachdem dein Diener sich zurückgezogen hatte. Beim Wasser des Ganga — so ist es!“

Die beiden Reisenden wechselten Blicke.

„Gut,“ sagte Heinrich, „so wollen wir dich nicht anklagen, du kannst gehen. Aber sende mir sogleich den Gond ins Zimmer!“

In der Tat hatte Heinrich rasch die Lage erfaßt: Der tief eingewurzelte uralte Gegensatz zwischen Gond und Hindu spielte auch hier seine Rolle.

Der Kutscher erschien mit völlig unbekümmerter Miene und — sah alsbald zwei Pistolen auf seine Brust gerichtet. Er fing sogleich an mit den Zähnen zu klappern und murmelte: „Umadsch hat euch nichts getan! Ihr wollt ihn doch nicht umbringen, den guten, alten Umadsch?“

„Wir verlangen nichts anderes von dir, als daß du uns sicher und unbehelligt sogleich über die Grenze Bigris bringst.“

Der Kutscher hatte sich gefaßt; aus dem Zähneklappern wurde ein Grinsen; der Ausdruck einer nahezu drolligen Gemütlichkeit überströmte seine breiten drolligen Züge, und er schlug zur Bekräftigung der nun folgenden Worte kräftig auf seine Oberschenkel.

„Erhabene Sahibs! Umadsch führt euch sicher über die Grenze, Ihr aber, erlauchte Herren, versprecht, ihn seiner Wege gehen zu lassen und nach nichts mehr zu fragen, sobald er Wagen und Pferde abgeliefert hat. Die Hind ist groß, und Umadsch hat in Bigri weder Verwandte noch Güter; darum kehrt er nie wieder dahin zurück.“

„Schabasch!“ (Bravo!), erwiderte Heinrich. „Es ist ein Pakt. Und nun sieh nach den Pferden, die Sonne ist aufgegangen.“

Binnen einer Stunde hatten die beiden das Gebiet des mohammedanischen Fürsten erreicht.

— Zeitgemäßer Stoßseufzer. Kommerzienrat (in dessen Hause sich auch die Brotnot fühlbar macht): „Nun ist es gar schon so weit gekommen, daß auch meine Kinder nach Brot schreien!“